

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Zsuzsa Bánk
Der Schwimmer
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Wir.

Ich hatte wenige Erinnerungen an meine Mutter. Im Grunde kannte ich sie nur von Fotos, die mein Vater in einem kleinen Kasten aufbewahrte. Schwarzweißbilder waren es, mit dickem weißen Rand. Meine Mutter beim Tanz. Meine Mutter mit geflochtenen Zöpfen. Meine Mutter barfüßig. Meine Mutter, die ein Kissen auf dem Kopf balancierte. Ich schaute mir die Bilder häufig an. Es gab Zeiten, in denen ich nichts anderes tat.

Mit meinem Vater war es ähnlich. Er verbrachte ganze Tage damit, die Bilder auf dem Tischtuch auszubreiten und sie immer wieder neu zu mischen – wie bei einem Kartenspiel, vielleicht zehn Mal, vielleicht hundert Mal. Daß es Tage waren, wußte ich, obwohl ich damals sicher keinen Begriff von Zeit hatte. Für mich gab es nur Zeiten, die ich ertragen, und Zeiten, die ich kaum ertragen konnte.

Mein Vater hinterließ seine Fingerabdrücke, und ich wischte sie weg, wenn ich die Fotos aus der Kiste nahm. Ein Bild mochte er besonders. Es zeigte meine Mutter auf dem Feld. Sie hatte Essen in einer Blechkanne dabei. Ihr Kopftuch hatte sie unter dem Kinn zusammengeknotet, und ihre freie Hand hielt sie wie einen Schirm über die Augen. Sie trug Sandalen, deren Bänder sie um die Knöchel gebunden hatte. Niemand trug damals Sandalen, schon gar nicht auf dem Feld. Mein Vater gab dieses Bild nicht aus seinen Händen. Er lag damit auf der Küchenbank, starrte zur Decke und rauchte. Nicht

einmal den Hund hörte er dann, der laut vor ihm bellte. Meinen Bruder Isti und mich schaute er an, als seien wir Fremde. Wir nannten es tauchen. Vater taucht. Vater ist zum Tauchen gegangen. Ist Vater zurück vom Tauchen?, fragten wir einander.

Ich glaube, wir haben unseren Vater nie ohne Zigarette gesehen. Seine Kleider rochen danach, seine Hände, seine Haare. Seine Zigaretten warf er auf den Boden, um die Glut auszutreten, und wenn er auf dem Sofa lag, entdeckten wir weiße Punkte aus Papier auf seinen Sohlen. Selbst draußen im Weinberg fanden wir die Reste zwischen den Reben und im Keller, unter den Weinfässern, neben den Körben. Manchmal schwamm etwas Tabak in einer Flasche, und wir bemerkten es erst, wenn wir den Wein schon in Gläser gegossen hatten.

Als es meine Mutter für mich noch gab, erzählte sie uns Märchen, die mein Bruder für die Wahrheit hielt. Er glaubte ihr, wenn sie sagte, unsere Großmutter sei in einer Nacht ergraut. Später erzählten uns andere diese Geschichte immer wieder – nur ein wenig anders. Die Geschichte meiner Mutter, die das Land ohne ein Wort verlassen hatte. Und die Geschichte ihrer Mutter, die in einer einzigen Nacht alt geworden war.

Meine Mutter hatte sich damals nicht von uns verabschiedet. Sie war zum Bahnhof gelaufen, wie an vielen anderen Tagen auch. Sie war in einen Zug gestiegen, Richtung Westen, Richtung Wien. Wie selten Züge von unserem Bahnhof aus in Richtung Wien fuhren, das wußte ich. Meine Mutter muß lange gewartet haben. Sie hatte genügend Zeit, es sich anders zu überlegen. Um zurückzukommen. Um uns Auf Wiedersehen zu sagen. Um uns noch einmal anzuschauen.

Als sie noch bei uns lebte, arbeitete meine Mutter in einer Fabrik in Pápa. Auf ihrem Fahrrad fuhr sie jeden Morgen durch den Nebel. Unser Hund lief kläffend neben ihr her, bis sie ihn an der großen Straße abhängte. Ich wachte auf, sobald ich sie in der Küche hörte. Wenn sie die Tür ins Schloß fallen ließ, stand ich auf, um ihr vom Fenster aus nachzusehen. Ich zog die Gardinen zur Seite und hob meine Hand, um ihr zu winken. Ich nannte sie heimlich Nebelspalterin. Meine Mutter haßte unser Dorf. Sie sagte, Kinder sterben hier, weil sie in Jauchegruben fallen. Sie ersticken. Wo gibt es das sonst?

Wenn Isti sich vor die Tür legte, weil er sie nicht gehen lassen wollte, kam unsere Mutter zu spät zur Arbeit. Nicht einmal zehn Minuten waren es, aber ihr Name stand länger als eine Woche auf einem Stück Schiefer hinter dem Fabrikeingang, damit jeder lesen konnte: Veleneci Kálmáns Frau hat sich verspätet. Die Arbeit in der Fabrik hatte ihren Kehlkopf zerstört, wie meine Mutter sagte. Zwischen ihren Zähnen hatte sie Fäden aus Baumwolle festgehalten, während eine Maschine die Fäden säuberte. An einem Webstuhl hatte sie mit ihren Händen rotes Garn von rechts nach links und wieder zurück gejagt. Wenn der Faden riß, weil der Tag heiß war und die Luft trocken, hatte sie ihn an ihren Lippen befeuchtet und dann zusammengeknotet. War die Spule leer, hatte sie eine neue eingesetzt und dabei das Garn mit ihrem Mund durch ein kleines Loch gesogen, um ihn einzufädeln. Stückchen aus Baumwolle hatte meine Mutter in den Hals bekommen, über Jahre hatte sie kleine Abfälle geschluckt.

Wir lebten im Westen des Landes. Meine Großmutter wohnte ein paar Dörfer weiter. Sie hatte graues Haar,

das sie im Nacken zu einem Knoten steckte, und die schönsten Lippen der Welt, wie alle sagten. Ihre Augen waren schwarz, wie die meiner Mutter, die als Kind versucht hatte, sie mit Seife heller zu waschen, weil irgendwer im Dorf *Zigeunermädchen* zu ihr gesagt hatte. Meine Großmutter wohnte in einem rostfarbenen Haus, umgeben von Feldern und Gärten. Jeden Sonntag lief sie länger als eine Stunde zur Kirche, zwischen Feldern, dem Geläut der Glocken entgegen, das lauter wurde, mit jedem Schritt. Kurz bevor die Kirche hinter einer Reihe von Bäumen auftauchte, kreuzte sie den Weg der anderen, die genau wie sie unter den Blicken des Pfarrers die Hände über ihrem Gesangbuch zusammenlegten. Nicht einen Sonntag ließ sie aus. Sie ging selbst dann, wenn sie so hustete, daß sie nicht mehr reden konnte. Sie glaubte, gerade jetzt müsse sie gehen, weil der Husten aufhöre, sobald sie in die Kirche kam, und es war wirklich so: Der Husten hörte auf, sobald sie die Kirche betrat.

Meine Großmutter deutete unsere Träume. Wenn wir schlecht träumten, sagte sie, es sei gut, und wenn wir Schönes träumten, sagte sie, wir hätten Grund zur Sorge. Vielleicht erfand sie diese Dinge auch, manchmal schien das Gesetz nicht zu stimmen. Ein geschnürtes Päckchen auf dem Rücken bedeutete langer Weg ohne Rückkehr. Tiefe, schmutzige Wasser sagten schwere Krankheit voraus.

Wenn ich bei ihr war, schmierte meine Großmutter Schmalzbrote, die ich schweigend am Küchentisch aß. Von der Lampe über mir hing ein Klebestreifen, der schwarz von Fliegen war. Ich fragte mich, wie sie starben, diese Fliegen, an was. Konnte man sterben, weil

man festklebte? An Sommerabenden saßen wir im Hof und warteten, bis es um uns herum blau wurde, bis der Himmel näher kam und die ersten zwei, drei Sterne zeigte. Meine Großmutter stellte keine Fragen. Manchmal blieb ich ganze Tage, auch über Nacht. Ich mochte die Stille in ihrem Haus, die Schatten auf ihrem Hof. Nachts kam das einzige Geräusch von einem Hund, der an seiner Leine zerrte. Ich wußte, niemand sorgte sich, niemand vermißte mich. Nur Isti schaute mich an mit einem Blick voller Vorwürfe, wenn ich zurückkam und mich ankündigte mit der Fahrradklingel. Es dauerte Stunden, bis er wieder mit mir sprach.

Als meine Mutter noch bei uns war, fuhren wir oft mit dem Zug. Ich glaubte, wir ließen keinen Weg aus, der uns irgendwohin führte, keinen Ort, an dem wir irgendwen kannten, wenn auch noch so flüchtig. Wenn wir aus dem Zug stiegen, spuckte unsere Mutter auf einen Kamm, scheidete unser Haar und zupfte an unseren Kleidern. Sie nutzte jede Gelegenheit, meinen Bruder und mich vorzuzeigen, obwohl wir niemals Kinder zum Vorzeigen waren. Isti sah so aus, daß man heimlich fragte, wie krank er sei. Und ich, ich sah aus wie ein Junge. Bevor meine Haare an die Schultern reichten, schnitt sie mein Vater wieder kurz. Später war ich davon überzeugt, diese Ausflüge gehörten zu ihrem Plan, uns zu verlassen. Fanden andere Gefallen an uns, konnte sich unsere Mutter leichter verabschieden. Ich mochte sie trotzdem. Meinen Bruder hat sie einmal gehohlet. Als er anfang zu weinen, weinte sie auch.

Unser Haus, das war eine Küche, eine Speis und ein Zimmer. Meine Eltern schliefen zusammen in einem Bett und Isti und ich auf zwei Liegen neben dem Bett

meiner Eltern. Mein Vater schnarchte, meine Mutter atmete unruhig, und Isti sprach im Schlaf. Er redete mit unserem Hund, den wir heimlich Kovács nannten. Mein Vater hatte uns verboten, dem Hund einen Namen zu geben. Er sei nichts als ein dreckiger kleiner Köter, sagte er, mit allen Flöhen und Zecken, die man auf unserem Hof kriegen könne, unserem Hof, der jetzt, in meiner Erinnerung, nicht mehr ist als etwas Lehm und Kies hinter einem Zaun, dazu ein Taubenhaus und drei Akazien vor einem Graben.

Wir lebten allein, für uns. Besuch kam selten. An Ostern stürmten ein paar Jungen aus dem Dorf unser Haus und besprenkelten meine Mutter und mich mit Kölnisch Wasser. Frohe Osterfeiertage!, brüllten sie und ließen sich von meinem Vater ein Geldstück in die Hand drücken. Tagelang blieb der Geruch von Kölnisch Wasser an meinem Hals, an meinen Armen. Wofür die Spritzerei gut sein sollte, wußte ich nicht. Sie machen es, damit wir nicht verblühen, sagte meine Mutter. Wir hatten keine Wanne, nur eine Schüssel aus Blech, in der wir eingeseift wurden, bis es in den Augen brannte. Im Winter, wenn meine Mutter sich gewaschen hatte, setzte sie sich neben den Herd, um ihr Haar zu trocknen. Im Sommer ging sie dafür in den Hof, bis mein Vater sie entdeckte und es ihr verbot. Es gab niemanden, der meine Mutter hätte sehen können, aber die Wünsche meines Vaters waren Gesetz. Meine Mutter hat meinem Vater nie widersprochen. Sie hat ihn verlassen.

Nachdem meine Mutter gegangen war, schlief mein Vater in der Küche. Nachts öffnete er die Tür zum Zimmer, und ich wachte auf davon. Ich glaube, er wollte nachsehen, ob wir noch da waren, Isti und ich. Am An-

fang erzählte er uns, meine Mutter sei bei Verwandten in Debrecen. Isti fragte, warum hat sie sich nicht verabschiedet, und mein Vater sagte, sie ist mit dem frühen Zug gefahren, ihr habt geschlafen. Ich wußte, es gab keinen so frühen Zug, und ich wußte, etwas war anders, etwas hatte sich verschoben, an diesem Morgen und in der Nacht davor. Vielleicht, weil mein Vater gezögert hatte, bevor er antwortete, vielleicht, weil er sich überhaupt die Mühe machte, uns zu antworten. Ich lief zu meiner Großmutter und blieb so lange bei ihr, bis ich anfang, die anderen zu vermissen. Obwohl es zu kalt war, ließ sie mich im Hof sitzen, auf einer Bank, die naß war vom letzten Regen. Ich wischte mit den Fingern übers Wasser, wartete auf den nächsten Regen, der meinen Mantel, meine Strümpfe, meine Stiefel durchweichte, und ich wünschte, er könnte mich genauso durchweichen, dieser Regen, vielleicht auflösen, und ich, ich könnte mit dem Wasser weggleiten – irgendwohin.

Als man sich dann, nach dem Gottesdienst erzählte, meine Mutter sei mit einer Freundin in den Zug gestiegen, ohne Koffer, ohne Tasche, ohne Abschied, als man sich auch erzählte, ich säße jetzt, im November, draußen im Regen, und keiner hindere mich daran – erst da verkaufte mein Vater Haus und Hof. Wir mußten Kovács zurücklassen. Isti schrie. Mit einer Schere schnitt er ein Büschel Haare aus seinem Fell und steckte es in die Hosentasche.

Für die erste Zeit sollten wir bei der Mutter meines Vaters unterkommen. Sie wohnte im Osten des Landes. Drei Tage lang fuhren wir mit dem Zug. Vielleicht, weil mein Vater nicht wußte wohin, mit sich, mit uns. Vielleicht, weil er aufschieben wollte, was jetzt beginnen

würde. Wir fuhren eine Stunde, stiegen aus, stiegen um, fuhren wieder eine Stunde, schauten auf Ortsschilder, die langsam an uns vorbeizogen, warteten auf Bahnhöfen, sahen auf Gleise, übernachteten bei Menschen, die ich nie zuvor gesehen hatte, ließen uns umarmen, ließen uns küssen, stiegen in einen Bus, wieder in einen Zug, dann in den nächsten, der uns weiter weg brachte, weiter weg von uns und von allem, was wir kannten.

Isti hörte nicht auf zu weinen. In Budapest fing mein Vater an zu brüllen, Isti solle dieses Schluchzen lassen, und im Abteil schaute man erst zu ihm, weil er brüllte, dann zu Isti, weil er jetzt noch lauter weinte. Mein Vater stand auf, zerrte unser Gepäck aus dem Netz, und wir verließen den Zug und suchten nach einem Haus in der Högyes Endre utca, in der Nähe des Rings. Eine Tante meines Vaters wohnte hier. Es regnete. Seit wir in Vat in den Zug gestiegen waren, hatte mein Vater nur das Nötigste mit uns gesprochen: Setz dich hin, sei ruhig, hört auf, euch zu schlagen, ja, wir sind bald da. Jetzt trug er in beiden Händen große Koffer, schob uns vor sich durch den Regen, suchte nach Hausnummern und sagte irgendwann: Stop.

Wir waren vor einem dunklen Haus angelangt und schauten an seiner Fassade hoch. Hinter schmutzigen Scheiben flackerte Licht. Jemand schloß ein Fenster. Aus einem Radio tönte Musik. Mein Vater zündete ein Streichholz an und fuhr mit der Flamme über die Namensschilder. Neben den Türklingeln hingen lose Kabel. Putz hatte sich gelöst. Als mein Vater seinen Finger auf die Klingel drückte, rieselte etwas davon hinunter. Die Pforte öffnete sich schwer. Wir gingen ein paar Schritte durch die Dunkelheit, vorbei an einer Wand aus

schwarzen Briefkästen aus Blech, und schauten auf einen großen Innenhof, in dessen Mitte der Regen fiel. Jemand hatte ein paar Pflanzen in Töpfen dort hingestellt. An den Wänden lief das Wasser hinunter und verteilte sich langsam auf dem Hof. Wir stiegen eine breite Treppe hoch und liefen über eine Galerie, vorbei an fremden Zimmern, in denen sich Schatten hinter den Vorhängen bewegten. Es war eine kleine, dunkle Wohnung im ersten Stock. Mancì öffnete die Tür und umarmte uns unter Tränen. Im einzigen Zimmer bezog sie ein Bett, in dem Isti und ich Sekunden später einschliefen. Ich träumte von meiner Mutter. Sie saß im Innenhof und trocknete ihr Haar.

Jeden Morgen weckte uns Mancì mit Hörnchen, die sie dick mit Butter bestrich. Wenn sie Geld hatte, brachte sie uns mittags in ein Restaurant, in dem wir uns selbst bedienten. Leuchtbuchstaben standen über dem Eingang, und wenn der Regen an die Fenster schlug, legte man die nassen Schirme in eine kleine Wanne. Isti und ich stellten uns mit großen Tablett an und nahmen das Essen aus Vitrinen. Isti riß die Klappen hoch, ließ sie wieder fallen, bis die Teller hinter dem Glas tanzten und jemand in Haube und Kittel anfing, mit Mancì zu schimpfen, ob sie nicht sehe, was dieses Kind anstelle?

Von Großmutter wußte ich, Mancì war mit einem Zöllner verheiratet gewesen und hatte eine kleine Rente. Ihr Mann hatte immer das beste Stück Fleisch bekommen und Mancì nur die Reste. Sie hatte weiße Locken, die sie unter einem Haarnetz zusammenband, und feines Porzellan in ihrer Kredenz. Wir nannten Mancì Patentante – so wie unser Vater sie nannte. Bevor sie zu Bett ging, rieb Mancì ihre Hände mit Glycerin ein und zog Hand-

schuhe aus Plastik darüber, die sie aus einer Packung mit Haarfärbemittel hatte. Sie schlief auf dem Rücken und rührte sich die ganze Nacht nicht. Nur manchmal hörten wir das leise Knistern ihrer Handschuhe.

Tagsüber trug Mancì Perlonstrümpfe, die sie abends in einer Schüssel wusch und an einer Leine in der Küche trocknen ließ. Das Wasser tropfte in schmutzige Töpfe und Teller und vermischte sich mit den Ölresten. Ich konnte dabei zusehen, wie sich farbige Pfützen bildeten, wie ein Tropfen noch einmal hochsprang, bevor er Kreise zeichnete, in grün und gelb und lila. Vor dem Küchenfenster stand eine Mauer, vielleicht einen halben Meter entfernt. Wenn es regnete, floß das Wasser hier hinunter, und Isti und ich, wir saßen auf der Liege und starrten auf das Mauerstück vor dieser Küche, vor diesem Haus, in dieser Stadt, von der Großmutter gesagt hatte, sie habe Fieber, wie der Junge aus Vat, der an Fieber gestorben war, im Sommer davor, genau so habe Pest dieses Fieber.

Mein Vater blieb nächtelang weg. Er verabschiedete sich nicht, ließ die Tür ins Schloß fallen und kehrte erst zurück, wenn es schon Mittag war. Dann legte er sich neben uns auf die Küchenliege, und wir beobachteten ihn beim Einschlafen. Erzsi, die Nachbarin, war oft bei uns, obwohl Mancì sagte, Erzsi meckert wie eine Ziege. Sie brachte Zeitschriften mit, Zeitschriften mit Schlagzeilen wie *Die größte Torte Ungarns* oder *Ein Skoda für das ganze Dorf*. Wenn mein Vater neben uns eingeschlafen war, raunte Erzsi mir zu, weißt du, wo er war? Ich schüttelte den Kopf und schaute zu Boden. Wissen Sie es vielleicht?, fragte ich zurück, und Mancì schimpfte, laß der Kleinen ihren Frieden. Seitdem schaute ich mei-

nem Vater nach, wenn er die Wohnung verließ. Erzsi wußte, wohin er ging. Ich nicht.

Nachts wachte ich auf. Ich hatte die Stimme meiner Mutter gehört, ihr Gesicht gesehen und lief zur Tür, die Mancsi meiner Mutter soeben geöffnet hatte. Alles war still und dunkel. Ich schob die Sperre beiseite, ging vor zur Brüstung, blickte hinab in den Hof und wartete. Ich war mir sicher, jeden Moment würde sie auftauchen, dort unten, auf diesem großen Stück Asphalt. Und ich, ich würde die Tür schließen und gehen, so wie ich war, ohne Schuhe, im Hemd, über die Galerie laufen, die Treppe hinab. Isti und mein Vater sollten ruhig bleiben, ich würde sie gar nicht erst wecken. Ich stand lange dort. Erst als ich vor Kälte zitterte, ging ich zurück ins Bett.

Budapest war grau. Wo ich hinsah, sah ich nichts als Mauern, Türen, Wände. Auf der Straße schaute ich hoch in den Himmel, in diesen schmalen Streifen aus Blau. Ich wollte weg. Ich wünschte, meine Mutter würde uns abholen und zurückbringen. Ich wußte, es würde nicht geschehen. Es war, als habe jemand alle Uhren zum Stehen gebracht, als liefe die Zeit für uns nicht weiter. So, als habe man Isti und mich in Sirup fallen lassen und dort vergessen.

Isti und ich, wir durften hinaus, in den Hof, in die anderen Höfe und auf die Straße, aber nicht weiter als bis zum Ring. Wir hüpfen die breite Treppe hinunter. Die Briefkästen waren leicht zu öffnen. Ich sah die fremde Post durch und suchte die schönsten Kuverts aus. Isti stand an der Tür, und wenn jemand kam, piffte er durch die Zähne, so gut er konnte. Manchmal öffnete ich einen

Brief, trug ihn über die Straße und warf ihn an der nächsten Ecke weg. Wir taten so, als hätten wir Post bekommen, als würde uns, ausgerechnet uns, jemand schreiben.

Hin und wieder entwischte ich. Ich hängte Isti ab, der mir im Treppenhaus hinterherrief, Betrügerin, Verräterin. Ich lief zum Donauufer, obwohl Mancí es verboten hatte, und versuchte, den Wind mit meiner Jacke einzufangen, die ich mit gestreckten Armen über den Kopf hielt, oder mit Plastiktüten, die Mancí wie einen Schatz unter ihrem Sitzkissen aufbewahrte. Als wir noch in Vat gelebt hatten, war ich so mit unseren Laken über den Hof gelaufen, bis meine Mutter gerufen hatte, klemm sie endlich an die Leine.

Mein Vater unternahm nichts, um Budapest zu verlassen, und wir, Isti und ich, wir sagten, daß wir zurückwollten. Wohin?, fragte mein Vater, und als Isti erwiderte: nach Hause, klang es zum ersten Mal komisch. Wir blieben den ganzen langen Winter, in einer Stadt, die grau war, vom Ruß, vom Rauch, vom Regen. Wir feierten mit Mancí Weihnachten, und wir küßten sie zur Neujahrsnacht, in der sie schon nach einem Glas Sekt, das sie mit meinem Vater um Mitternacht trank, auf der Liege in der Küche einschlieft.

Im neuen Jahr schrieb uns Großmutter, sie habe Nachricht von meiner Mutter, die über das Rote Kreuz Grüße im Radio verschickt habe. Im Westen sei sie, im Westen Deutschlands. Ab sofort sah ich zu, daß niemand mehr das Radio abschaltete, und hörte auf fremde Stimmen, die von Dingen sprachen, die ich nicht verstand. Wenn die anderen gingen, blieb ich. Es kamen keine Grüße mehr übers Radio. Wenigstens nicht für uns.

Später schickte uns Großmutter Briefe meiner Mutter, dazu ein Kärtchen, auf dem stand, daß alle Briefe geöffnet und wieder zugeklebt worden seien. Meine Mutter schrieb, sie sei in einem Lager, in einer kleinen Stadt. Im Wirtshaus hätten zwei Ungarn Krawall geschlagen, und der Wirt habe ein Schild über den Eingang gehängt: Für Ungarn verboten. Der nächste Brief kam aus einer anderen Stadt, weiter im Norden, wo meine Mutter jetzt als Spülerin in einer Gaststätte arbeitete. Mancici las uns die Briefe vor, wenn mein Vater nicht da war, auf unser Drängen immer wieder, obwohl wir jedes Wort, jeden Satz schon kannten. Wenn sie etwas übersprang, beschwerte sich Isti, daß sie das mit dem Lager oder das mit den Gläsern ausgelassen hatte, und dann las Mancici weiter, und jedesmal sagte sie, da hatte es eure Mutter bei uns doch genauso gut.

Als es Sommer wurde, lief ich an den Nachmittagen zum Donauufer, legte mich ins Gras, schaute den Rudern zu und wiegte mich in den Kommandos, die sie einander zuriefen, in ihren lauten, harten Stimmen, die so anders waren als die weichen, leisen Geräusche des Wassers. Ich stellte mir einen langsam in die Nacht fahrenden Zug vor und mich als einzigen Fahrgast. Pest entglitt ich auf diese Weise oft. Es gelang mir sogar, ohne die Augen schließen zu müssen. Ich floh vor Mancici, wenn sie abends ihre Beine hochlegte, ich floh vor Isti, vor der Stadt, vor der Mauer, die ich vom Küchenfenster aus sah. Mein Zug fuhr einem hellen Mond entgegen. Er donnerte über Brücken aus Stahl. Ich schaute hinunter auf Flüsse, die ich in der Dunkelheit nur erahnen konnte.

[...]